

Querdenken und Einmischen

Ein Gespräch zwischen Marie-Luise Conen und Oda Baldauf-Himmelmann

Oda. Du bist vor wenigen Monaten 65 Jahre alt geworden und hast sicherlich das eine oder andere an Bilanz gezogen. Was sind die Dinge, die Dich in Deinem Leben am meisten geprägt und beeinflusst haben?

ML: Das sind wahrscheinlich zwei Dinge. Zum einen die rund fünfjährige KZ-Haft meines mütterlichen Großvaters, über die in der Familie nicht gesprochen wurde und zum anderen, dass ich aus einer Arbeiterfamilie stamme. In den 1970er Jahren war die Kombination: Mädchen vom Land, Vater Arbeiter und katholisch, eine Garantie keinen höheren Bildungsabschluss zu bekommen und nicht zu studieren.

Oda: Wie haben denn die Erfahrungen Deiner Eltern Dich geprägt?

ML: Mein Vater kam 1948 nach vierjähriger Kriegsgefangenschaft aus Ägypten zurück in unser Heimatdorf an der Mosel, woher auch meine Mutter stammte. Meine Mutter war umgeben von Frauen, die geholfen haben: Mutter, Tante, Schwester, Freundinnen und teilweise die Schwiegermutter. Mein Vater war als Marinesoldat auf einem Minensuchboot; auf dem Rückzug von Griechenland wurde sein Truppentransporter torpediert und sank. Er war einer der wenigen Überlebenden, was ihn sein Leben lang geprägt hat. Meine Eltern hatten – wie viele in der Nachkriegszeit – kein Geld. Mein Vater nahm – obwohl Maschinenschlosser – zunächst jede Arbeit an, und meine Mutter sammelte Fallobst um es für wenige Pfennige zu verkaufen. Ohne meine väterlichen Großeltern, meine mütterliche Großmutter und ihrer Schwester wäre es sicherlich noch schwieriger für sie gewesen. Alle haben im gleichen Dorf gewohnt.

Oda: Du bist also mit Deiner Großfamilie aufgewachsen.

ML: Ich habe sehr schöne Erinnerungen an meine frühe Kindheit – bis zum 6. Lebensjahr – an der Mosel, dann an meine späteren häufigen Ferienaufenthalte bei meinen Großeltern bzw. Großmutter.

Ich bin praktisch mit drei Großmüttern und einem Großvater aufgewachsen. Meine ganze Familie war immer da. Spielplätze gab es nicht, brauchten wir auch nicht. Wir haben überall gespielt. Ich habe auch tolle Erinnerungen daran, wenn die Erwachsenen auf der Dorfbank saßen und sich abends Geschichten erzählten. Ich habe immer ein großes Ohr gehabt, was sie sich so erzählten; ich denke, dass hier die Wurzeln meines Interesses an Familiengeschichten liegen. Mein großes Hobby ist ja Ahnenforschung. In diesem Zusammenhang erfahre ich viele Familiengeschichten und sehe viele Prägungen in den Familien.

Meine Mutter war oft krank. Sie ist mit 15 an einer lebensbedrohlichen Meningitis erkrankt und hat dies knapp überlebt. Dennoch hat meine Mutter Enormes im Haushalt und in der Erziehung von uns Kindern gestemmt. Fast fünf Jahre nach mir wurde meine Schwester geboren, mein Bruder dann ein gutes Jahr später. Als ich sechs Jahre alt war, zogen meine Eltern von der Mosel nach Düsseldorf. Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern und auch an das Gefühl etwas Wichtiges nicht mehr um mich zu haben. Einige Monate später hörte ich meine Eltern über die Gefahr eines Krieges sprechen: Oktober 1956 Ungarn-Aufstand. In der Zeitung sah ich ein Foto mit einem Soldaten auf einem Panzer. Ich fragte meinen Vater: Gibt

es Krieg.... mit sechs Jahren. Es war ja noch die Zeit, wo es u.a. in den großen Städten noch sehr viele Trümmerfelder und Ruinen gab.

Oda: Das hört sich so an, als hättest Du als Kind schon sensible Antennen für Themen entwickelt.

ML: Ich bin in einer Arbeitersiedlung aufgewachsen, u.a. mit der Gewerkschaftslosigkeit: *Samstags gehört Papi mir*. Mein Vater war drei Jahre zwischen Mosel und Düsseldorf gependelt. Er arbeitete als Maschinenschlosser in einer großen Maschinenbaufirma, später als Vorarbeiter; er hätte gerne den Meister gemacht, aber dazu fehlte ihm mit drei kleinen Kindern das Geld. Wir wohnten mit fünf Personen in einer Werkswohnung von 56 qm, also in sehr beengten Wohnverhältnissen - wie viele damals. Als wir 1967 in eine größere Wohnung zogen, waren die nachfolgenden Mieter aus Jugoslawien und der Türkei ...

Mein Vater machte für seine Firma viele Verbesserungsvorschläge und auch Erfindungen. Er bekam dafür einige finanzielle, wenn auch meist eher geringe Anerkennungen. Dadurch konnten sich meine Eltern später auch größere Dinge kaufen: Fernseher und später Stereoanlage. Das was mein Vater erhielt, war nicht angemessen im Vergleich zu dem, was die Firma an Millionen einsparte.

Ich habe durch seine Arbeit in dieser Maschinenbaufabrik sehr früh prägende Erfahrungen gemacht, die mein Bewusstsein für soziale Ungerechtigkeit und Ungleichheit geweckt haben. So bekam ich irgendwann mit, dass mein Vater immer sein eigenes Besteck zum Essen in die Kantine mitnahm. Ich fand dann heraus, dass es in der Firma zwei Kantinen gab: Die eine war für die Angestellten. Dort gab es weiße Tischdecken mit Blumendekor. Die Arbeiter hatten ihre eigene Kantine, keine Tischdecken, kein Tischdekor – und mussten ihr eigenes Besteck mitbringen.....

Oda: Das klingt ja wie bei Wallraff: Ihr da oben, wir da unten... Wie bist Du damit umgegangen?

ML: Meine Eltern trauten mir immer eine Menge zu, so ließen sie mich bereits ab ca. der zweiten Klasse alleine, aber mit Hilfe der damaligen Bahnhofsmission, in den Zug steigen, um zu meinen Großeltern an die Mosel zu fahren. Als Kind habe ich die Nachbarskinder „organisiert“, Wir bauten aus einem Persilkarton einen Kasten und spielten dann mit Kasper-Puppen aus Papier und Tapetenkleister für alle Nachbarskinder – mit selbst ausgedachten, spontanen Geschichten. In einem Winter leitete ich einen Trupp von Kindern an, Wasser auf eine Wiese zu gießen, und am nächsten Tag hatten wir unsere eigene Eisbahn, zu der ebenfalls alle Kinder aus der Umgebung kamen – nicht unbedingt zur Freude der Erwachsenen, die den Trubel nicht gerade toll fanden.

Oda: Na, da bist Du ja schon recht früh in die Rolle derjenigen hineingeraten, andere für etwas zu begeistern und mitzunehmen.

ML: Ja, das scheine ich damals schon gekonnt zu haben. Am Ende der 4. Klasse fragten mich meine Eltern, ob ich aufs Gymnasium gehen wolle. Ich kannte damals ein Mädchen, das zwei Klassen über mir auch aus einer Arbeiterfamilie auf dieses Mädchengymnasium ging und hatte mitbekommen, wie diese mit ihren gestopften Strümpfen gehänselt wurde. Mein damaliger Lehrer hatte meinen Eltern empfohlen, dass ich unbedingt eine weiterführende Schule besuchen solle. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn mich meine Eltern nicht

gefragt hätten, aber als sie mich fragten, lehnte ich es ab. Ich wollte lieber „unter Gleichen“ bleiben und ahnte wohl, dass meine Eltern nicht das Geld für die Schulbücher und das Schulgeld für das Gymnasium gehabt hätten. Mögliche Fördermöglichkeiten waren ja damals kaum bekannt. Als ich dann später das Buch von Ulla Hahn „Das verborgene Wort“ las, habe ich gedacht, die schreibt über meine Kindheit.

Damals schloss man die Volksschule mit der 8. Klasse ab, ich war eine sehr gute Schülerin, lernte aber kaum, da ich wegen der Erkrankung meiner Mutter viel mithelfen musste und hatte dennoch sehr gute Noten. Ich habe damals nie jemandem erzählt, dass ich eigentlich kaum gelernt habe.

Mit Abschluss der Volksschule (1964) stand erneut im Raum, dass ich eine weiterführende Schule besuchen sollte – so z. B. eine Handelsschule. Aber auch hier standen wieder die Kosten für Bücher und auch eine teure Monatsfahrkarte für den Bus in die Stadt an. Außerdem würde bei einem Schulbesuch der Familie auch mein Lehrgeld fehlen, das ich im Falle einer Ausbildung erhalten hätte. Ich bin für immer dankbar, dass meine Mutter dann angeboten hat, dass sie einen Putzjob annimmt, damit ich in die Handelsschule gehen konnte. Ich habe dann mit 14 Jahren in den Ferien meinen ersten Fließbandjob angetreten und da die Solidarität der anderen Frauen kennengelernt.

Oda: Ich kann mir vorstellen, dass dies für Dich eine sehr wichtige Bestätigung war, auch als junge Frau, Deinen Bildungsweg zu gehen.

ML: Obwohl ich meinen Eltern in der Pubertät einige heftige Zeiten geboten hatte, hat mich meine Mutter immer unterstützt, dass ich die Schule schaffe. Sie, die kein Englisch konnte, hörte mir z. B. die Englischvokabeln ab, wobei ich dann die englischen Wörter buchstabieren musste – und ich dann sehr gut in englischer Orthografie geworden bin.

Oda: Was hat Deine Mutter veranlasst, Dich als Mädchen so zu unterstützen?

ML: Meine beiden Eltern haben uns drei Kinder sehr ermutigt, dass wir schulisch in einem gewissen Rahmen unsere guten Leistungen brachten. Aber vor allem meine Mutter war für die damalige Zeit sehr fest darin. Sie sagte: Die Mädchen machen auf jeden Fall eine Ausbildung, was damals so vom Land, katholisch und aus einer Arbeiterfamilie stammend nicht üblich war. Meine Mutter hätte gerne selbst eine Ausbildung gemacht, aber ihre Mutter war nach ihrer Scheidung einfach finanziell nicht in der Lage, ihren beiden Töchtern eine Ausbildung zu ermöglichen, während sie selbst für ein Jahr auf einem Mädchenpensionat die „höheren Weihen“ für eine gute Partie als Heiratskandidatin erhielt. Für unsere Mutter war immer klar, dass wir beiden Mädchen beruflich etwas aus uns machen sollten.

Oda: Ich höre so einen Balanceakt zwischen Krieg und Überleben, Unterschiede die zwischen den Menschen gemacht werden, wo man stigmatisiert und eingetütet wird. Und du erlebst das als Kind schon mit und hast Eltern, die Dich Deinen Weg gehen ließen. Wo ich jetzt so frage, wo ist denn der Punkt, wo es wegführt von: Ich könnte ja auch den Kopf in den Sand stecken bei so vielen Hindernissen in meinem Leben. Ich könnte ja auch resignieren. Wieso ist es nicht dazu gekommen? Was hat dich letzten Endes angetrieben, nicht als Kind schon den Kopf in den Sand zu stecken?

ML: (lacht) Aber das wäre nicht ich. Ich glaube, ich bin mit Neugier geboren. Mein Vater hat zu mir gesagt, man kann gar nicht so viele Fragen haben, wie du fragst. In diesem Alter von drei, vier... Ich weiß, dass mein Vater manchmal über meine Fragen erstaunt gelacht hat. Aber

nicht auslachend, sondern darüber, auf welche Fragen ich so kam. Also, ich glaube, ich habe immer eine Rückmeldung bekommen, dass meine Neugier willkommen war. Mein Vater hatte einen Bruder, der zur See fuhr und mein Patenonkel war; er schickte mir aus vielen Ländern Postkarten mit tollen Briefmarken. Ich habe also schon recht jung einen großen Drang gehabt, was von der Welt da draußen zu erfahren, was meine Eltern auch immer ermutigt haben. Mein Vater stammte aus einer Familie, die immer schauen musste, dass das Geld reichte. Das Geld war so knapp, dass mein Vater als Kind eines Schusters im Sommer ohne Schuhe herumlief, um die Schuhe zu schonen. Meine Mutter musste als Kind gemeinsam mit ihrer Schwester erleben, wie sie aufgrund der Scheidung ihrer Eltern in der Schule beim Lehrer einen Außenseiterstatus erhielt – so mussten sie z. B. deswegen in der letzten Reihe sitzen. Das hat meine Eltern sehr geprägt und sie wohl veranlasst, uns sehr dahin gehend zu beeinflussen, dass wir uns schulisch gut entwickeln sollten, was wir auch alle drei gemacht haben.

Oda: Es hört sich so an, dass Du durch dieses Zutrauen Deiner Eltern gewachsen bist, das kann ja auch manchmal für ein Kind eine Überforderung darstellen?

ML: Meine Eltern haben mir immer viel Zutrauen entgegen gebracht. Und das ist das, was mich, das Arbeiterkind, sehr geprägt hat. Ich traue immer viel den Leuten zu. Ob es Klienten sind oder Weiterbildungsteilnehmer oder auch Supervisanden, ich sehe die Potenziale der Leute. Ich verstehe natürlich, dass man Hindernisse vor sich haben kann und Probleme hat diese anzugehen. Aber wenn ich Potenziale in jemandem sehe, dann versuche ich diese herauszuarbeiten. Ich sehe das nicht selten mehr als derjenige selber... Ich traue Leuten viel zu und manchmal löst dies auch Ängste und Unsicherheiten bei den Betreffenden aus, da meine Wahrnehmung nicht mit ihrer bisherigen Eigenwahrnehmung übereinstimmt.

Oda: Was wäre denn passiert, wenn du in der Schule rausgestochen wärst, als jemand der leicht lernt, der schnell im Denken ist und neugierig ist?

ML: Na ja. Das war die Zeit, in der ein Mädchen, aus dem Arbeitermilieu nicht „schlau“ sein „durfte“. In der Schule war ich die Zweitbeste, ich ließ gewissermaßen einem Jungen den Vortritt. Dieses Gefühl als Mädchen und dann Frau mich eher zurückhalten zu müssen, habe ich erst 1975 nach meinem Umzug nach Berlin ablegen können.

Oda: Das finde ich beeindruckend und zugleich ist das schwer nachvollziehbar.

ML: Ich bin ja eben nicht aus einer Akademikerfamilie, sondern aus einer Arbeiterfamilie. Studieren bedeutete in gewisser Weise eine Entfremdung vom elterlichen Milieu. Ich bin mit 19 Jahren in eine eigene Wohnung gezogen und entdeckte für mich meine „Freiheiten“, aber auch die Anforderungen und Aufgaben, für die ich nunmehr quasi alleine die Verantwortung hatte. Ich probierte mich aus, machte einige unkonventionelle Sachen. Daneben entdeckten wir jungen Frauen eine Sexualität ohne Angst vor Schwangerschaft, die Pille war damals gerade herausgekommen.

Oda: Ich will noch einmal kurz zurück zum Vorschlag Abitur, Gymnasium. Du sagtest, du wusstest, dass ihr das finanziell nicht stemmen konntet. War das der einzige Grund oder war es auch der Zeit, der Idee geschuldet: Ich komme aus einer Arbeiterfamilie, Frauen dürfen nicht herausragen, sie müssten sich einfügen?

ML: Das habe ich damals noch nicht verstanden. Meine Freunde und Freundinnen waren damals alle von Willi Brandt und seinem „Aufruf“ das Land zu „verändern“ inspiriert. Es war daher folgerichtig, dass viele in meinem Freundeskreis Abitur nachmachten. In diesen

Bestrebungen wurde ich sehr von meiner ehemaligen Klassenlehrerin ermutigt und ich habe dann vier Jahre das Abendgymnasium besucht.

Oda: Das war die alte Dame, die auf Deiner DAF-Tagung 2000 (und DGSF-Gründungstagung) in Berlin dabei war?

ML: Ja, sie war eine der Personen, die meine eigene Resilienz sehr förderten; ich habe immer solche Menschen um mich sammeln können und bin sehr dankbar, dass sie mich unterstützte.

Oda: Was hat Dich veranlasst, dann diesen harten Weg des Abendgymnasiums zu gehen?

ML: Meine Banklehre (1966-1968) im Anschluss an die Handelsschule hatte ich gemacht, um die Handelsschulkenntnisse zu verbinden mit meinem Interesse, etwas mit Menschen zu machen. Ich hatte diese Lust mit Menschen zu arbeiten in meiner Gruppenanleiterarbeit in meiner katholischen Kirchengemeinde entdeckt. Als ich dann aber in der Bank merkte, dass der Kontakt mit Menschen quasi nicht stattfand, merkte ich gleichzeitig auch, dass Frauen in einer Bank damals keine interessanten Jobs bekamen. Ich hatte zu dieser Zeit bereits größeres Interesse an sozialen und psychologischen Themen. Außerdem wurde ich immer kritischer gegenüber der Haltung meines damaligen Chefs. An meinen Bankschalter in einer Filiale in einem Arbeiterviertel kam öfter ein ca. 10 jähriges Mädchen und wollte freitags Geld abheben, aber das Konto stand in den Miesen. Ich habe ihr dann manchmal dennoch 30 oder 50 Mark auszahlen lassen, was meinen Chef veranlasste, mir dies zu verbieten – obwohl die Lohnzahlungen des Vaters immer regelmäßig reinkamen.

Oda: Wie ich Dich einschätze, ist Dir das Lernen am Abendgymnasium dann sicherlich leicht gefallen!

ML: Das Gegenteil, es wurde eine sehr heftige Zeit. Ohne diesen Chef hätte ich die harte Zeit am Abendgymnasium vielleicht nicht durchgehalten.

Ich hatte ja bislang keine Lernkultur entwickelt. Mit all den vorgebildeten abgebrochenen Gymnasiasten am Abendgymnasium hatte ich Mühe mitzuhalten und musste erst mal lernen zu lernen. Mein damaliger Freund war dann auch längere Zeit – wie viele meiner Freunde damals – in Indien und kam ziemlich krank zurück. Als er zurück kam, wurde er als Total-Kriegsdienstverweigerer zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, was die Dinge nicht gerade einfacher für mich machte. Dies ist eine Erfahrung, die mich bis heute sehr geprägt hat.

Für meine Eltern war mein Weggang von der Bank zunächst nicht nachvollziehbar, für sie bedeutete ein Bankjob *die* Jobsicherheit. Mein Vater meinte zu mir: Bist Du sicher, dass Du die Bank wirklich aufgeben willst, da hast Du eine feste Anstellung. Erst nach dem Abitur erfuhr ich, dass er die ganzen vier Jahre stolz auf mich war ...

Und am Abendgymnasium... ich hatte heftigste Arbeitsstörungen, fast jedes Semester war meine Versetzung gefährdet. Ich habe erst später verstanden, dass meine Arbeitsstörungen sehr eng im Zusammenhang damit standen, dass ich mich mit einem Abitur aus dem Arbeitermilieu, aus der Siedlung hinausbewegen würde, ich mein Elternhaus auf eine bestimmte Weise verlassen würde. Ich denke, dass dies ein Ausdruck meiner Loyalität gegenüber dem war, woher ich kam.

Oda: Darüber sprichst Du ja viel in Deinen Vorträgen und Seminaren...

ML: Ja, weil ich an mir selbst gut nachvollziehen kann, was es heißt, dass es auch Loyalität sein kann, was Kinder hindert, ihr Herkunftsmilieu zu verlassen. Das finde ich so spannend an Initiativen wie „Arbeiterkind.de“, die Kinder aus sogenannten „bildungsfernen Familien“ ermutigen, die Schwierigkeiten im Zusammenhang zwischen Herkunftsfamilien-Ängsten, ein Kind zu „verlieren“ und dem Stolz der Eltern, dass einer von ihnen es schafft, überwinden zu helfen.

Oda: Was hat Dich dann veranlasst als Rheinländerin, worauf Du ja immer gerne verweist, nach Berlin zu gehen?

ML: Mit mir gingen noch vier weitere aus meiner Abendgymnasiums-Klasse nach Berlin, andere Freunde waren bereits in Berlin. Es war eine Zeit, in der „man“ nach Berlin ging, weil man an einem Ort leben wollte, der anders war als Westdeutschland. Ich bin regelrecht aufgelebt. Die linke und alternative Szene der Stadt bestätigte mich in meiner Denke auch als politisierte Frau. Im Studium an der Pädagogischen Hochschule, eine damals sehr gesellschaftskritisch orientierte Hochschule, habe ich alles aufgesogen.

Oda: Was hat denn zu Deiner weiteren Politisierung beigetragen:

ML: Ich warf mich in alle möglichen studentischen Aktivitäten. Ich weiß heute nicht, woher ich die Zeit für das alles fand. Ich genoss es so sehr, selbstbestimmt zu lernen, die Dinge zu tun, die *ich* machen wollte. Ich hatte auch das Glück, meine „politische Heimat“ in der Evangelischen Studentengemeinde zu finden, wo wir politische und bildungspolitische Aktivitäten entfaltet. Ich war in allen möglichen Projekten mit aktiv, traute mir viel zu, kam sehr leicht in Kontakt mit den Dozenten, diese genossen uns Studenten des Zweiten Bildungswegs. Es war ja auch die Zeit der politischen Berufsverbote, wogegen wir u.a. demonstrierten und streikten.

Oda: Wie war es für Dich, nun in Akademiker-Kreisen zu „verkehren“?

ML: Nun, auch in den Seminaren habe ich merken müssen, dass viele rein theoretisch über die „Arbeiterklasse“ redeten, aber keine eigenen Erfahrungen damit hatten. Ich habe dann doch eine Weile gebraucht, gegen die Theoretisierungen meine eigenen Erfahrungen zu stellen, nicht immer mit guten Erfahrungen. Ich fühlte mich schon anders, dies setzte sich dann auch fort, als ich mich dann nicht den radikaleren Frauen zuordnete, die in einem Frauenprojekt (erste Frauenhausgründung) jeden Kontakt mit Männern ablehnten, was ich nicht wollte. Ich suchte immer einen Weg als Feministin mit einem Mann eine Partnerbeziehung leben zu können.

Über alle Unterschiede in der Frauenszene hinweg gab es gemeinsame Anliegen und auch Strategieüberlegungen. Auch wenn ich mehrmals die Grenzen der Frauensolidarität erfahren habe, erlebten wir etwas Grundsätzliches: Gesellschaft ließ sich verändern.

Oda: Was hatte das für Auswirkungen auf Dein Studium, auf Deine ersten Einblicke in die Soziale Arbeit?

ML: Mein Erststudienwunsch war eigentlich Psychologie gewesen, verpasste damals aber nur um 0,2 der Numerus clausus. Durch meine Bewerbung für ein Sozialpädagogik-Studium kam ich an die PH Berlin. Das war das Beste was mir passieren konnte. Zu meinem Kontextdenken, dass bei mir damals schon sehr ausgeprägt war, hätte die damals sehr

individuumszentrierte Psychologie gar nicht gepasst. An dieser Hochschule war es auch für die angehenden Diplompädagogen obligatorisch ein viersemestriges Theorie-Praxis-Seminar durchzuführen. Als Studenten organisierten wir gemeinsam eine stadtteilorientierte Arbeit, die dazu beitragen sollte, mit kieznaher Arbeit Heimunterbringungen von Kindern zu verhindern. Wir erkundeten was notwendig sei, um eine solche Arbeit zu installieren und durchführen zu können. In einem bestimmten Stadtteil von Berlin-Schöneberg durchleuchteten wir den Kiez von allen möglichen Seiten her und suchten nach Faktoren, die Kinder und Jugendliche sowie ihre Eltern unterstützen könnten.

Oda: Das erinnert mich an das, was eigentlich mal die Ur-Idee von Sozialraumorientierung gewesen ist...

ML: Ja, Du sagst es, deswegen bin ich sehr kritisch gegenüber dem, was so als Sozialraumorientierung „verkauft“ und angeboten wird... Ich hatte selbst als Jugendliche erfahren, wie wichtig eine gute „Versorgung“ des Stadtteils mit Angeboten für Kinder und Jugendliche ist. Meine Eltern waren, als ich 17 Jahre alt, in eine Düsseldorfer Trabantenstadt gezogen. Dort gab es keinerlei Freizeiteinrichtungen, die Jugendlichen hingen auf Parkbänken herum, „störten“ das Leben im Stadtteil auf allerlei Weise. Gemeinsam mit anderen Jugendlichen, viele davon wie ich aus der katholischen Jugendarbeit, erkämpften wir dann ein Jugendfreizeitheim – an das die Stadtplaner nicht gedacht hatten!

Aber zurück zum Studium: Unser Projekt gewann sogar das Interesse des Jugendamtes und der damalige Leiter griff etliche Anregungen von uns auf. Ansonsten ist das Projekt leider – wie damals nicht selten – mit vielen internen Konflikten verbunden gewesen. Der Hochschullehrer leitete nicht. Es kam dadurch zu vielen Konflikten, denn Strukturen helfen bekanntlich Konflikte zu kanalisieren. Ich litt sehr unter diesem Mangel an Struktur. Erst sehr viel später erfuhr ich, warum der zuständige Hochschullehrer sich so vehement gegen eine strukturierende Leitung des Studienprojektes stemmte: sein Vater war ein ranghoher Nazi in einem okkupierten Land gewesen. Sein Credo war: keine Autorität ausüben, das schützt vor einem Missbrauch. Mein Resümee war das Gegenteil. Struktur verhilft Menschen zu Rechten.

Oda: Das erinnert mich daran, dass Du in einem anderen Zusammenhang gesagt hast, dass 80 % der Konflikte in Arbeitszusammenhängen mit den Strukturen und nur 20 % mit den jeweiligen Personen zu tun haben. Aber noch mal auf etwas anderes zurück, Du warst doch während Deines Studiums für ein Studienjahr in den USA – oder wann war das?

ML: Aufgrund von Besuchen bei Freunden in den USA erfuhr ich von den Fulbright-Stipendien. Mein damaliges schlechtes Schulenglisch hat mich nicht davon abgehalten dieses Stipendium zu beantragen. Irgendwie war mir klar, die werden mich nehmen, ich war so begeistert von der Möglichkeit ein Jahr in den USA studieren zu können!

Oda: Wie kam es denn dass Du in Philadelphia, im damaligen Mekka der Familientherapie, gelandet bist? Das war ja eine Zeit, wo die vielen Neuerungen in der Familientherapie begannen.

ML: (lacht) Ich bin eher zufällig in Philadelphia gelandet. Ich wollte eigentlich in diesem US-Studium etwas über die Gruppenarbeit mit Jugendlichen lernen, also entsandte mich die Fulbright-Kommission in eine Hochschule, die landesweit bekannt war für ihren gruppenberaterischen Studiengang. Das PEP-Department (Psychoeducational Processes) war ein außergewöhnlicher Ort zu studieren. Ich habe hier von der Pieke auf gelernt

Gruppenprozesse zu betrachten, zu analysieren, zu gestalten und eigene Gruppenprojekte zu entwickeln.

Als Studierende von psychosozialen Studiengängen gingen wir alle vielfältigst in Selbsterfahrungsgruppen und lernten uns selbst in gruppodynamischen Übungen und Seminaren kennen. In den USA nun an einem Institut das zu studieren, war ein Sechser im Lotto. Ich war ganz begeistert von der amerikanischen Sicht auf Gruppenberatung. Wenn man viel mit Gruppen arbeitet, lernt man ja so etwas wie Demut vor einer Gruppe und ihrem Einfluss auf die Leitung, vor allem, dass man es sich erarbeiten muss, eine Gruppe leiten zu dürfen.

Oda: Diese Gruppendynamik-Orientierung ist ja heute gar nicht mehr nachvollziehbar, ich höre da auch eine politische Dimension heraus. Die Individualisierung ist doch heute erheblich weiter fortgeschritten, Menschen leben zwar weiter in Gruppen und haben Konflikte, aber der Fokus liegt nicht mehr auf der Gruppe. Und wodurch kam dann die Familientherapie ins Spiel?

ML: Meine akademische Betreuerin war zufälligerweise Patricia Minuchin, die Ehefrau von Salvador Minuchin. Von Familientherapie hatte ich zwar schon etwas gehört. Zunächst wollte ich dort vor Ort in Phillie erst einmal die konkrete Sozialarbeit in den USA kennenlernen. Aber wo sollte ich als junge weiße Frau ohne Auto hin? Schließlich fand man für mich einen Internship-Platz in einem heilpädagogischen Kinderheim, wo ich auf der Gruppe für 14-18jährige Mädchen landete. Die Mädchen stammten alle aus afroamerikanischen oder puertoricanischen Familien, ich war eine der wenigen weißen Mitarbeiterinnen. Die Begegnungen mit diesen jungen Frauen haben mich mit einer Welt konfrontiert, die ich sonst nie kennengelernt hätte. Viele von ihnen waren von zu Hause weggelaufen – und mich interessierte sehr rasch: was war zu Hause geschehen?

Ich habe erst nach einem halben Jahr ihre Akten angeschaut und stellte fest: Jedes der ca. 30 Mädchen, die ich in dem Jahr kennengelernt hatte, war sexuell missbraucht, oftmals sogar mehrfach, einschließlich Gang-Rapes. Ich suchte dann Literatur dazu und fand so gut wie nichts und wenn, dann hieß es, kommt selten vor.

Für eine Jugendliche war ich mit zuständig, Geraldine, 14, Mutter an Heroinüberdosis gestorben, Vater wegen mehrfachen Mordes lebenslang im Gefängnis, Bruder in einer Pflegefamilie. Bei ihr lernte ich das kennen, was ich später immer mehr verstand: Mit unserer „Zuwendung“ und Empathie als professionelle Helfer stellen wir auch eine Bedrohung für Klienten dar; sie tun gut daran, uns „netten“ Helfern erst einmal nicht zu vertrauen. Geraldine hat mich vieles gelehrt. Es war ja die Zeit des „Saturday-Night-Fevers“ – ich war sehr lernfähig und lernte auch die groovigen Tanzschritte der afroamerikanischen Kids. Ich war von ihrem Tanzen begeistert, was sie wiederum sichtlich genossen.

Dabei hat sich mir auch die Haltung der Einrichtung gegenüber den Eltern erschlossen: Der Vater war im Gefängnis gläubiger Black Muslim geworden und wollte, dass seine Tochter aus Glaubensgründen nicht raucht und kein Schweinefleisch isst. Jeder Mitarbeiter zeigte sich entsprechend respektvoll gegenüber den Wünschen des Vaters. Mitarbeiter sagten dann zu ihr: Dein Vater will nicht, dass Du Schweinefleisch isst. Die Arbeit der gesamten Einrichtung basierte auf dem Verständnis, dass die Eltern immer die Eltern bleiben werden, Kinder stets loyal zu ihren Eltern sind.

Oda: Das ist ja ein sehr respektvoller Umgang mit den Eltern im Alltag einer Einrichtung, den ich mir für viele Einrichtungen wünschen würde. Da ist es nur konsequent Familiengespräche zu führen...

ML: Nun, hier lernte ich die Familientherapie kennen: Ich saß mit anderen Mitarbeitern hinter einer Einwegscheibe (was ich zuvor nie gesehen hatte) und schaute den Familiengesprächen zu: Oft saßen da die Großmutter/Großeltern, ein, seltener beide Elternteile, ggfs. ein Stiefelternteil, die betreffenden Kinder, aber auch die vorherigen Pflegeeltern, manchmal auch jemand, der sonst wichtig für die Familie war, wie ein Pfarrer oder eine Lehrerin und die Familientherapeuten. Und da ich die Familien über längere Zeit an meinem Praktikumstag beobachten konnte, sah ich die Veränderungen im Familiensystem. Ich war beeindruckt! Ich bekam dann auch mit, dass meine akademische Betreuerin, die Frau dieses berühmten Familientherapeuten war, ich also an der „Quelle“ saß. Die Heimeinrichtung war sehr geprägt von Minuchins Familienverständnis, viele der Mitarbeiter waren bei ihm ausgebildet worden. Ihn selbst lernte ich dann erstmals im Zusammenhang mit einer Tagung kennen. Hier konnte ich ihn in einer Live-Konsultation mit Carl Whitaker sehen. Ich war fasziniert von seiner radikal konsequenten Bereitschaft mit den Stärken von Familien zu arbeiten. ...

Ich hatte als Studentin nicht das Geld, um eine Ausbildung an der Philadelphia Child Guidance Clinic zu finanzieren, aber bevor ich nach Deutschland zurückkehrte, war für mich klar: Ich werde Familientherapeutin: Ich hatte Feuer gefangen!

Oda: Und es hat Dich offensichtlich seitdem nicht mehr losgelassen....

ML: Ich habe dieses Jahr in sehr guter Erinnerung, es war eine mich sehr prägende Zeit. Ich habe dann nach dem Projekt-Studium, meinen Abschluss betrieben. Ich hatte an der Temple University eine Master-Thesis über jugendliche Wegläuferinnen geschrieben. In Berlin schrieb ich meine Diplom-Arbeit über „Mädchen flüchten aus der Familie“. Ich engagierte mich dann gemeinsam mit anderen in Weiterbildung befindlichen Kollegen in einem Arbeitskreis, in dem wir Konzepte zur Elternarbeit im Heim diskutierten.

Gleichzeitig – auch wieder eher ein Zufall – landete ich mit meiner ersten (befristeten) Stelle in einer der sozialpädagogischen Fortbildungsstätte und war innerhalb kurzer Zeit dort die „Fachfrau“ für Elternarbeitsseminare; es dauerte dann über fünf Jahre bis das erste Elternarbeitsseminar zustande kam. Ich wusste damals nicht, dass es einer meiner wiederkehrenden Erfahrung in der psychosozialen Arbeit ist, dass ich mit manchen Ideen zu sehr ihrer Zeit voraus bin.

Oda: Ja, ich habe den Eindruck, dass Du schon immer 5-10 Jahre im voraus erkennen kannst, welche Themen, welche Probleme und welche Fragestellungen anstehen. Ich erlebe Dich dann als eine Art „Kassandra“, auf die aber keiner „hört“ – und meist liegst Du dann richtig!

ML: Da sprichst Du was an, was mich immer wieder ungeduldig werden lässt. Denn um so mehr ich in den Jahren erfahren habe, dass ich mit meiner Einschätzung richtig lag, desto mehr bin ich bestrebt, manche Entwicklung in eine andere, positivere Richtung mit lenken zu versuchen oder Entwicklungen voranzutreiben. So habe ich z. B. 1987 auf der Giessener DAF-Tagung auf der Mitgliederversammlung einfach „harmlos“ gefragt: „wieso man für die Familientherapie keine Kassenzulassung beantragen würde... Es ging damals ein Sturm der Entrüstung los. 1999 stellten DAF, DFS und SG den ersten Antrag auf wissenschaftliche Anerkennung. Ich könnte viele solcher Beispiele nennen.

Oda: Ich erinnere mich, dass Du als erste in Deutschland einen Artikel zu sexuellen Übergriffen durch Mitarbeiter in stationären Einrichtungen geschrieben hast...

ML: Ja, das ist eines der Beispiele, ich brauchte zwei Jahre bis die Redaktion den Artikel annahm. Es hat ja eine ganze Weile gebraucht, bis das Thema dann endlich hochkam. Als sich dann alle darum kümmerten, war ich innerlich woanders.

Ähnlich war es übrigens auch mit der Aufsuchenden Familientherapie, ich konnte zwar sofort das Interesse des ersten Jugendamtes gewinnen. Ich hätte jedoch nie gedacht, dass ich solche Widerstände erfahren würde, es war so eine logische Konsequenz aus den Erfahrungen in der Arbeit mit „Multiproblemfamilien“. Heute ist diese Arbeit vielfach nicht mehr an dem orientiert, worauf es mir ankam und viele scheinen wichtige Grundlagen in der Aufsuchenden Familientherapie nicht zu kennen.

Eine befreundete Kollegin meinte zu mir: Du brauchst 2-3 Informationen über ein Arbeitsfeld, eine Einrichtung oder eine begonnene Entwicklung – und dann kannst Du sagen, was die Probleme und die negativen kritischen Aspekte der Entwicklung sein werden. Und ja, meist liege ich richtig. Ich bin dann ratlos, denn ich sehe sich manches in negativer Richtung entwickeln und merke, dass die anderen das nicht wahr haben wollen... Nicht selten belasse ich es nun mit meinen Beschreibungen und schaue, dass ich „verstöre“ ... Boscolo hat ja in den Seminaren immer die Metapher der „heißen Kartoffel“ benutzt. Ich habe es sehr geschätzt, wie kreativ und leicht er mit „heißen Kartoffeln“ umging. Ich habe viele seiner Ideen hier für meine „Kartoffeln“ aufgegriffen.

Oda: Bevor Du 1987 das Context-Institut gegründet hast, was hast Du alles so gemacht? Ich habe den Eindruck, dass dies eine Zeit von Suchbewegungen und Ideenentwicklungen bei Dir war.

ML: Die Arbeit in der Fortbildungsstätte setzte ich für die nächsten 20 Jahre als Honorarmitarbeiterin fort, darüber hinaus arbeitete ich in einigen wissenschaftlichen Forschungsprojekten (u.a. zur Beziehung von Jugendämtern und alternativen Jugendhilfeträgern, die damals neu auftraten), des weiteren in einer Familienberatungsstelle, alle befristet. Daher war ich gleich von vornherein darauf eingestellt, auch freiberuflich zu arbeiten sowohl als Fortbildnerin als auch als Supervisorin und Paar- und Familientherapeutin. Neben der ersten Weiterbildung in Familientherapie, machte ich dann noch weitere längere Weiterbildungen und lernte dadurch die Arbeit von Klaus Deissler und auch die Mailänder Luigi Boscolo und Gianfranco Cecchin kennen.

Ich erlebte die beiden erstmals auf einer Tagung der Heidelberger und war hin und weg. Zum einen faszinierte mich ihr Humor, es hatte alles eine gewisse Leichtigkeit, die ich näher kennenlernen wollte. Zum anderen fühlte ich mich sehr angesprochen von ihren Ideen, vor allem bezüglich ihrer Betrachtungen zu Vorannahmen und Umgang mit Hypothesen. Wie Cecchin dann immer sagte: Man kann sich in Hypothesen verlieben, aber man sollte sie nicht heiraten... Boscolo war mir später als DAF-Vorsitzende immer auch ein väterlicher Ratgeber. Beide haben mich sehr in meinem Denken als systemische Familientherapeutin beeinflusst. Ihre Art quer zu denken, das Bisherige einfach mal zur Seite zu legen und sich von ganz woanders her, einem Problem zu nähern... Dadurch erschließen sich auch andere Erklärungen, andere Wege, überhaupt neue Ideen... Das entsprach dem, wie ich gerne denke.

Zwischendurch ging ich allerdings noch mal nach Philadelphia um in einer Weiterbildung an der Child Guidance Clinic die Feinheiten der strukturellen Familientherapie zu lernen. Es war eine intensive Zeit, verbunden mit einer sehr großen Erweiterung meiner familientherapeutischen Kompetenzen. Hier lernte ich auch erstmals die „Home Based Family Therapy“ kennen.

Ich besuchte sehr viele – vor allem Familientherapie - Tagungen und Veranstaltungen nicht nur in Deutschland, sondern auch in Europa und den USA. Da ich die Notwendigkeit sah, dass in den Erziehungshilfen die Eltern mehr einbezogen werden müssten, entwickelte ich einige Projektideen und habe dann den Entschluss gefasst über Elterarbeit in der Heimerziehung zu promovieren. Mein „Doktorvater“ war Peter Hübner, der mich bereits seit meinem Grundstudium sehr unterstützt hatte und dem ich sehr dankbar bin für seine Ermutigungen.

Zwischendurch gelang es mir, einen der wenigen Psychologie-Studienplätze im Zweitstudium zu erhalten, was ich auch noch „nebenher“ machte. Es waren sehr intensive – beruflich und auch privat – Zeiten, die viel Neues, viele Veränderungen und viele positive Entwicklungen mit sich brachten. Ich war jung, hatte Energie...

Oda: Das ist ein enormes Tempo, Du scheinst immer Energie zu haben, wo nimmst Du diese her?

ML: Wenn mich etwas interessiert, mich inspiriert, dann gibt es mir eher Energie, dann bin ich in einem Fluss mit mir. Es strömt und es geht vieles, weil es Energie „zurück“ gibt. Ich brauche eine Art innere Schnur, die mich dann irgendwo hinzieht, oft weiß ich am Anfang selbst nicht, wo es „mich hinziehen“ wird, aber es ist ein Gefühl von „es stimmt“. Dabei spielen für mich Ideen von Gerechtigkeit und Fairness eine große Rolle. Jetzt mitzubekommen, wie wieder die Rechte von Familien keinen ausreichenden Raum finden, das empört mich so, dass ich mich engagieren „muss“. Ich denke, dass ich auf meinem Lebensweg vieles in Bewegung bringen konnte. Ich habe erfahren, dass man auf politische und fachliche Abläufe, Vorgaben und Ideen gestaltend Einfluss nehmen kann. Im Studium lernten wir „Strategien der Einmischung“. Durch Einmischen lassen sich Politik und Fachliches verändern.

Oda: Manchmal frage ich mich, ob Du keine Ängste vor Ausgrenzungen hast, dass Du in etlichen Punkten so pointiert Deine Meinung oder Einschätzung einbringst.

ML: Na, da habe ich schon eine übliche Portion von Ängsten, aber möglicherweise fühle ich mich nicht so bedroht von Ausgrenzung und von Gefühlen des Nicht-Dazugehörens, weil ich das viel in meinem Leben erfahren habe. Das hat mir über die Jahre hin möglicherweise einen höheren Toleranzlevel in Bezug auf eigene Ausgegrenztheitsgefühle gegeben. Ich habe ja da einige Erlebnisse im Beruflichen gehabt, die für mich sehr richtungsweisend waren.

Als 1997 die Mailänder das 25jährige Bestehen ihres Arbeitsansatzes in Lago Orta feierten, fühlte ich mich zu Hause, ein Gefühl, das ich so nie in Deutschland hatte. Es war ein Genuss, mit Kollegen aus der ganzen Welt, alle systemische Familientherapeuten, sich auszutauschen, unterschiedliche Gedanken, aber auch Kontroversen auszutragen und dennoch das Gefühl zu haben, einer großen „geistigen Familie“ anzugehören. Das war ein wunderbares Gefühl...

Das andere was mir nicht nur Energien gibt, sondern mich auch gut erhält: Ich habe selbst sehr an mir in Selbsterfahrungen und Therapie gearbeitet. Diese Arbeit hat mir geholfen und

meine allgemeine Ausstattung in Bezug auf den Umgang mit dem uralten Menschheitsthema „Dazugehören/Individuumsein“ zu erweitern. Meine Psychoanalyse hat mir letztlich sehr geholfen, mich mit mir selbst gut zu konfrontieren, freundlich mit mir umzugehen und mein „Rückgrat“ zu stärken, d. h. eine eigene Position zu haben und dennoch anschlussfähig zu bleiben. Außerdem unterstützt mich seit über 35 Jahren eine gute Atemarbeit, die ich bei Frieda Goralewski gelernt habe, eine alte Dame, die einen Blick hatte für Blockaden im Körper und in Dir selbst. Solch eine Arbeit trägt Dich auch durch schwierigere Phasen.

Oda: Ich bin eigentlich nicht verwundert, dass Du so offen beschreibst, dass Du an Dir selbst arbeitest; Selbsterfahrung scheint ja heute eher nicht das Thema zu sein.

ML: Ja, bedauerlicherweise sehen heute viele psychosoziale Fachkräfte nicht die Notwendigkeit der Reflexion eigener prägender Erfahrungen. Insbesondere Teilnehmer, die noch keine Therapie gemacht haben, erlebe ich immer öfter in kräftezehrenden Prozessen mit ihren Klienten, die wenn sie an sich selbst gearbeitet hätten, nicht oder weniger stattfinden würden.

Oda: Ich möchte noch mal zurück auf andere Aspekte, Du warst ja von 1991-2000 im Vorstand der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Familientherapie (DAF), davon 7 Jahre DAF-Vorsitzende. Ich nehme an, dass Du darüber viel erzählen könntest und auch wie es zur Fusion von DAF und DFS gekommen ist, vielleicht kannst Du für die vielen, die die Hintergründe nicht kennen, Deine Sicht dazu beschreiben.

ML: 1991 fand die DAF-Tagung in Berlin statt, viele der Vorarbeiten hatte ich übernommen und dadurch einen guten Einblick in die DAF bekommen. Ich engagierte mich, so dass mich einige DAF-Mitglieder ermutigten für den Vorstand zu kandidieren. Sie meinten, dass da jemand wie ich frischen Wind und Bewegung hineinbekommen würde. Damals kandidierte auch Tom Levold, der leider mit einer Stimme zu wenig dann nicht im Vorstand gelandet ist. Vieles wäre sehr anders verlaufen, wenn er damals in den Vorstand gewählt worden wäre. Ich war im Vorstand zunächst die einzige nicht-analytisch orientierte Familientherapeutin. Es dauerte fast ein Jahr bis die damalige Truppe einen Termin fand, an dem ich teilnehmen konnte.

Oda: Willkommenskultur sieht anders aus – und wie kam es, dass Du dann als Vorsitzende kandidiert hast?

ML: Ich möchte hier keine Details wiedergeben, aber die Wahl hatte es in sich; mein Vorgänger blieb ja sechs Jahre weiterhin im Vorstand. Ich habe mir daher Arbeitsbereiche gesucht, die nicht die „Felder“ meines Vorgängers berührten. Dadurch kümmerte ich mich um die europäischen Kontakte, suchte die Kontakte mit den anderen Verbänden (inzwischen gab es neben DFS auch die SG), da ich hier als kooperationsbereite Gesprächspartnerin angesehen wurde. Die anderen Verbände waren bestrebt, eine wissenschaftliche Anerkennung anzustreben, also war ich hier auch dabei. Insbesondere die europäischen Kontakte und meine Zugehörigkeit zu der Vier-Frauen-EFTA-Power Gruppe halfen mir, notwendige Entwicklungsschritte anzuvisieren. Meine Kolleginnen aus Irland, England und Holland sowie ich haben in der EFTA erheblich dazu beigetragen, dass es demokratischere Strukturen gab. Hier lernte ich mit viel Spaß einen solchen Apparat mit seinen eigenen Mitteln zu beeinflussen, was ich dann wiederum in Deutschland auch einbringen konnte.

Oda: Wie kam es dann zur Fusion der Verbände, Du warst ja da sehr initiativ und ich habe gehört, dass es die Fusion ohne Deine Anstrengungen nicht gegeben hätte.

ML: Es war klar, dass die EFTA für jedes Land nur einen Verband als Repräsentanten akzeptieren würde. Auf der Mitgliederversammlung im Rahmen der DAF-Tagung 1996 in Magdeburg konnte ich auf die üblichen Abläufe einwirken. Dies führte dazu, dass sich auch sonst schweigende oder neue Mitglieder in die Diskussion einbrachten. Als Ergebnis stand dann die Frage im Raum, warum es denn so viele Verbände gäbe. Ich schrieb daraufhin den Artikel „Ein Verband – oder wie viele Verbände brauchen wir?“ der 1998 (Heft 2) in der Zeitschrift „Kontext“ erschien.

Mit dem DFS war ich durch meine Kontakte vor allem mit Anni Michelmann gut im Gespräch und mit der DFS-Vorsitzenden Gisal Wnuk-Gette fanden wir rasch Einigkeit darüber, dass es sinnvoll sei zu fusionieren. Von Manpower, Finanzen und Außenwirkung angefangen bis hin zu den EFTA-Vorgaben, war es mehr als nahe liegend zu fusionieren.

Oda: Und wie kam es, dass die SG dann nicht mit fusionierte?

ML: Ich suchte natürlich auch den Kontakt zur SG und vor allem zum damaligen Vorsitzenden Kurt Ludewig. Am Rande einer Tagung in Heidelberg äußerte er dann im Gespräch mit uns die Metapher von VW und Porsche. Die SG wäre der Porsche und die DAF/DFS der VW. Das ginge nur zusammen unter der „Führung“ von Porsche. Wenige Monate später übernahm übrigens VW Porsche und nicht umgekehrt. Es war schade, dass es damals nicht gelang, die verschiedenen Interessen zusammenzuführen. Heute denke ich, dass es so stimmig ist. Es gibt recht unterschiedliche Kulturen zwischen den beiden Verbänden und es würde derzeit sehr kräftezehrend sein, diese zusammenzubringen. Immerhin ist die aus DAF und DFS entstandene DGSF heute mit seinen über 6000 Mitgliedern einer der größten psychosozialen Fachverbände.

Oda: Was denkst Du, hast Du als Vorsitzende bewegen können?

ML: Während meiner Vorsitzenden-Zeit hätte ich Dir auf diese Frage gesagt: Ich kann nichts bewegen, es gab so viel Festhalten an Überholtem und mehr als einmal ging ich in Vorstandssitzungen und wusste, wenn bestimmte Positionen beibehalten werden, würde ich zurück treten. Das gab mir eine innere Freiheit, die ich brauchte, um dann doch Bewegung hineinzubringen. Ansonsten fühlte ich mich bestätigt darin, dass dicke Bretter zum Bohren da sind. Zwischendurch ging mir manchmal die Puste aus, aber ich brauchte nur mal wieder auf einer DAF-Tagung in einer der Schlangen zur Mensa oder sonst wo zu stehen und kam dann mit den Mitgliedern von der Basis ins Gespräch. Hier erfuhr ich das, was ich immer wieder erlebe, dass Leute auf mich zukommen und mir positive Rückmeldungen zu meinem Engagement geben, mich bitten, weiter in dieser Richtung aktiv zu bleiben, weil sie hoffen, dass sich doch noch was bewegen lässt. Das tut dann nicht nur gut, sondern zeigt mir, es lohnt sich, weiter am Ball zu bleiben.

Bei allen Kontroversen haben wir im Vorstand aber auch gemeinsam Entwicklungen angeschoben, so die Diskussion zum Thema Selbsterfahrung in systemischen Therapie-Weiterbildungen, die Schaffung der Multicenter-Studie zur Familientherapie (deren Auswertung dann leider auf der Strecke blieb), die EFTA-Umstrukturierung, vor allem die Erarbeitung des ersten Antrags auf wissenschaftliche Anerkennung (mit Schiepek, Michelmann, Ludewig und mir), überhaupt die Schaffung von Weiterbildungsrichtlinien, die es vorher gar nicht gab – und vor allem die Fusion, die sehr arbeitsintensiv war, da ich damals als Vorsitzende ja keinen Verwaltungsapparat hatte, alles mehr oder weniger selbst machte.

Oda: Du hast Dich in einer Reihe von Themen nicht nur als DAF-Vorsitzende eingemischt, sondern auch als Autorin einiger allgemein geschätzter Fachbücher sowie in zahlreichen Artikeln. Was veranlasst Dich in Deiner sicherlich knappen Zeit auch noch so viel zu schreiben? Und dann auch noch den einen oder anderen Beitrag, der ja auch aufrüttelt.

ML: (lacht) Einfach was dazu sagen zu wollen. Ich kann gut schreiben, wenn ich die Haltung habe: Das kann man auch anders sehen. Ich verschaffe mir ja immer einen ganz guten Überblick über die Diskussionen in der systemischen Szene sowie im Bereich der Jugendhilfe – und einige Entwicklungen finden da halt nicht meine Zustimmung.

Dann setze ich mich zum Beispiel an einem regnerischen Karfreitag hin und „knalle“ 27 Seiten in den Computer und frage „Was ist los in der Jugendhilfe“ – Solch ein Artikel kommt dann von Herzen und hat einige Zeit in mir „vorgearbeitet“. Den Meinungsmachern gefiel vieles nicht – aber ich bekomme mit, dass meine offenen Worte, manches in Bewegung setzen.

So habe ich gern einen kritischen Vortrag „Kinderschutz – Kontrolle oder Hilfe zur Veränderung?“, den manche Steuerungsgläubige in der Jugendhilfe kritisierten, auf Bitten der Redaktion erweitert und freue mich, dass dies die Fachdiskussion beeinflusst.

Oda: Es ist ja schon interessant, wie Du die Themen aufgreifst, die im Raum stehen, die andere aber nicht aufgreifen (wollen).

ML: Nun, in der systemischen Szene gibt es wohl nicht so den Druck, hier wären ja eine Reihe von Diskussionen notwendig, die wir u. a. in der Berliner DGSF-Regionalgruppe mit dem Positionspapier „Alles Systemisch?“ forcieren wollten. Vielleicht stellt es für manche Systemiker geradezu die Verletzung eines Sakrilegs dar, wenn man nicht nach einem „Sowohl-Als-Auch“ sucht, sondern unterschiedliche Positionen, ja gar Kontroversen ausgetragen werden und auf Machtstrukturen hingewiesen wird. Manchmal frage ich mich, ob das eine allgemein inzwischen sehr verbreitete Haltung ist: keine Position zu beziehen, siehe unsere Kanzlerin. Es ist ja auch jeder sehr mit der Bewältigung seines immer größer werdenden Arbeitspensums und Anforderungen beschäftigt.

Oda: So dass Du dann eher mal zum „Ungehorsam“ aufrufst...

ML: Ja, das Buch musste ich schreiben, das ist nur so aus mir herausgeflossen, auch wenn die Recherchen sehr intensiv waren. Ich freue mich auch, dass viele sagen, dass sie eigentlich zum Ungehorsam keine Lust hätten, sondern eher die offene Diskussion vorziehen. Aber viele finden keine Foren zu diskutieren, Themen voranzutreiben, sich einzumischen usw.

Oda: Ich möchte hier die Gelegenheit ergreifen und auf den zweiten Aspekt eingehen, der Dich sehr geprägt hat, die KZ-Haft Deines mütterlichen Großvaters. Inwieweit hat Dich dies beeinflusst?

ML: Ich war vier Jahre alt, als er starb; er hatte fast fünf Jahre Haft in den Konzentrationslagern Sachsenhausen und Ravensbrück überlebt. Meine Großeltern wurden 1928 geschieden, im katholischen Rheinland ein „No-Go“, meine Großmutter hat auch nie wieder geheiratet. Ihr Exmann war in der Familie kein Thema. Es gab eine Reihe von Faktoren, die zur Trennung beigetragen haben. Gravierend war wohl der Unfalltod der ältesten Schwester meiner Mutter, die die Lieblingstochter meines Großvaters war. Meinen

Großvater hat die Scheidung auf seine Weise sehr beeinflusst, wobei er die Resilienz in Person war. Trotz Weltwirtschaftskrise und hoher Arbeitslosigkeit suchte er immer wieder Wege, sich eine Existenz aufzubauen. Er war dabei kreativ und mutig, dennoch kam er auf keinen grünen Zweig. Ich habe mit einigen Historikern über das Leben meines Großvaters vor der KZ-Haft gesprochen. Diese meinen, dass sich sein Lebenslauf nicht unterschieden hat von Millionen von anderen arbeitssuchenden Männern in dieser Zeit. Er konnte öfters seinen finanziellen Verpflichtungen nicht nachgehen. Dies führte zu vermehrten – auch angesichts der von den Nazis verschärften Gesetze – Gerichtsverfahren. Schließlich wurde er 1940 als sogenannter „Asozialer“ in das KZ Sachsenhausen gebracht.

Ich habe viele Unterlagen und Akten finden können, was für die sogenannten „Asozialen“ nur selten möglich ist. Dadurch konnte ich viele Dinge rekonstruieren, die auch meinen Eltern nicht bekannt waren. Erst durch meine Recherchen haben wir die ganze Dimension seiner Inhaftierung erfassen können. Alle sprachen nicht über ihn; zum einen waren die Scheidung und zum anderen die KZ-Haft selbst und deren Grund (Schulden) jeweils Tabu-Themen.

Oda: Wusstest Du zum Zeitpunkt Deiner Berufswahl, dass er in KZ-Haft war?

ML: Nein, ich „wusste“ nur, dass er im KZ war, warum, wusste keiner. Es ist ja schon irgendwie interessant, dass ich zuerst eine Banklehre gemacht habe – die Idee, man kann dann mit Geld umgehen, war für meine Eltern wichtig. Ich denke, dass ich da vieles „vorgewusst“ habe. Als er starb, haben die Erwachsenen in meiner Familie sicherlich über ihn gesprochen. Kinder haben Ohren, auch wenn sie nicht alles einordnen können. Ich wusste auch immer, dass mein Geburtshaus ursprünglich das Haus einer jüdischen Familie war. Ich war bei dem Thema Nationalsozialismus immer wach.

Oda: Du hast ja sogar ein Buch über die Juden aus deinem Heimatdorf geschrieben.

ML: Ja, das war mir ein großes Bedürfnis. Ich habe viele Kontakte mit Nachfahren von Juden aus meinem Dorf und bin inzwischen auch mit einigen befreundet. Ich habe durch sie auch erfahren können, wie wichtig es ist, Menschen ihre Geschichte wiederzugeben bzw. wieder zu finden – was ich ja auch selbst in meiner eigenen Familie erfahren habe.

Ich war viele Jahre Mitglied in einer internationalen Begegnungsgruppe der 2. Generation von Opfern und Tätern (alles Familientherapeuten). Das war eine sehr wichtige Erfahrung und verhalf mir sehr, meinen Weg der Klarheit und Offenheit weiter zu gehen. Sich nicht zu positionieren angesichts von Unrecht ist für mich nicht möglich. Wenn ich die gegenwärtige politische und allgemeine Entwicklung sehe, frage ich mich, was geschieht, wenn man sich weiter so wenig positioniert und ein Konsens über alles gestellt wird. Es gibt ganz einfach Interessensunterschiede, die man nicht mit einem systemischen „Sowohl-Als-Auch“ „zukleistern“ kann.

Im Zusammenhang mit diesem Buch habe ich mich noch mal sehr mit meiner Identität als 3. Generation Nachfahrin eines KZ-Häftlings beschäftigt. Ich suchte länger eine Gruppe von anderen „Asozialen“-Nachfahren, sprach sogar mit Dan BarOn, der mir dann riet, selbst etwas zu initiieren. (lacht) Scheint mein Schicksal zu sein, dass ich Dinge initiieren muss. Ich habe dann schließlich vor fünf Jahren eine Begegnungsgruppe für Nachfahren ehemaliger KZ-Häftlinge der 2. und 3. Generation in der Gedenkstätte Ravensbrück initiiert. Es ist ja schon eigentümlich, dass die Häftlingsgruppe der „Asozialen“ in vielen Veröffentlichungen und Gedenkreden nicht benannt werden. Es gibt ja auch keine Vereinigung derer, die das betraf, obwohl sie bis 1941 die größte Häftlingsgruppe in den KZs waren.

Oda: Abschließend: Was sind Deine Pläne für die nächste Zeit.

ML: Ich freue mich, dass ich gesund bin, ich habe noch viele Pläne und angesichts der Zeit, von der man nicht weiß, wie lange sie sein wird, will ich sie zügig angehen. Ich werde noch den einen oder anderen Weiterbildungskurs durchführen, einige Vorträge halten, auch mit Klienten arbeiten und Supervisionen durchführen. Ansonsten habe ich noch einiges auf meiner „Publikationsliste“ abzuarbeiten, wozu auch Ergebnisse meiner Ahnenforschung gehören. Ich freue mich auf einige Reisen und viele Dinge, die ich gerne mache. Sicherlich werde ich mich weiterhin zu dem einen oder anderen Fachlichen äußern – denn das ist ein Privileg des Älterwerdens!

Oda: Ich hoffe, dass wir Dich weiter in Deiner starken Kraft erleben können und ich freue mich auf weiteres „Einmischen“ von Dir. Ich danke Dir für das Gespräch.